

Willi Bredemeier

Leseprobe



Ein Anti-Heimat-Roman

Bildungsreisen durch ein unbekanntes Land 1943–2014

Als Kleinkind auf einen Bauernhof in der Herkunftsregion geworfen:

Ich gehe mit meinem Hund über Wiesen und Weiden. Wir kriechen unter Stacheldrähten hindurch. Der Draht grenzt die Wiesen nach Eigentumsverhältnissen ab. Manchmal jage ich mit meinem Hund grasende Kühe. Diese sind phlegmatisch und haben gelegentlich eine Aufmunterung verdient. Dann müssen wir selbst laufen, weil wir von einem Bauern mit erhobener Mistgabel gejagt werden. Wir kriechen unter weiteren Stacheldrähten hindurch. Vor uns liegt ein kleineres Waldstück. Als wir es betreten, fliegen Vögel auf. Wollen wir noch einmal in den *Busk* gehen, frage ich. Wuff, behauptet mein Hund. Hexen gibt es nicht.

Die Schweine sind an Gesprächen mit uns nicht interessiert. Hinter ihrer durch gezielte Verfettung bewirkte Lethargie lauert die Wildheit. Sie wissen, wir wollen sie fressen. Sie würden uns gleichfalls gern essen, kämen sie nur aus ihren Ställen heraus. Wenn die Schweine abgefüttert sind, beruhigen sie sich. Sie drehen sich im Schlaf auf die Seite und träumen von *Animal Farm*.

Die Kühe haben zu tun, ihre sieben Mägen mit Gräsern zu füllen. Das beschäftigt sie derart, dass sie in allen Zusammenhängen sanftmütig sind. Was immer wir sagen, sie wären einverstanden. Wenn sie einen Gedanken fassen und loslassen, mag ein halber Tag vergangen sein. Die Ochsen haben Temperament gezeigt, bis die Menschen sie kastriert haben. Jetzt denken sie traurig daran, was sie in ihrem Leben verpassen mögen.

Hühner, Enten und Gänse leben in eng gestrickten sozialen Gemeinschaften. Daher ist kommunikativ immer was bei ihnen los. Sie machen aus dem kleinsten Korn ein riesiges Heckmeck. Wenn sie sich kurzzeitig mit ihren Flügeln erheben, erkennen sie für einen Augenblick, dass es eine Welt außerhalb des Hühnerhofes gibt, um es gleich zu vergessen. Der Hahn stolziert auf dem Hof einher, bis die Hennen zu gackern beginnen und die Bauersfrau die Fenster schließt, während ihr eine Idee zur Gestaltung der nächsten Nacht kommt. Derweil sagt ein Bauer zum anderen: Was haben uns die Hühner heute zu sagen? Entweder ändert sich das Wetter oder es bleibt wie es ist.

Die Katze verfügt unter allen Tieren über das differenzierteste sprachliche Vermögen. Andererseits ist sie das asozialste aller Tiere und missachtet ihr eigenes sprachliches Talent. Der Katze ist an Plaudereien mit uns allenfalls zu ihren Bedingungen gelegen. Ihre *Symbiose* mit den Menschen stellt sich ihr als Herablassung dar. Unsere Katze verachtet die Hunde noch mehr als die Menschen, weil diese von der Liebe der Menschen abhängig sind. Die Katze liebt nicht einmal andere Katzen. Allenfalls liebt sie, das sagt sie, während sich ihre Schnurrbarthaare sträuben, unterschiedslosen Sex.

Mein Hund schaut genierlich zur Seite. Er glaubt zu wissen, dass etwas verlorenginge, wenn Liebe auf Sex reduziert wird und es das romantische Schmachten unter Hunden nicht gäbe. Ich kann das für meinen Hund bestätigen. Wenn mein Hund in den Nächten der Brunftzeit zu den Nachbarhöfen läuft, geht jedem Koitus ein Tohuwabohu aus unendlich komplizierten Annäherungen zu Hündinnen, Abdrängungen von ihnen und Interaktionen voraus. „Du fängst vielleicht Mäuse“, sage ich der Katze. „Aber sonst kannst du nichts.“ „Ich würde mich vom alten Dürkopp nicht auspeitschen lassen“, sagt die Katze und schleicht mit erhobenem Schwanz davon. „Er würde mich nicht einmal finden.“

Die Mutter der gerade geborenen Lämmer stirbt, weil sich unser Hof einen Tierarzt bei Schafen nicht leisten kann. Die Lämmer vermischen ihre Mutter. Sie stehen mit wackeligen Beinen auf einer Wiese. Sogar die Erwachsenen zeigen beim Anblick der Lämmer Gefühle. Sie rufen: „Kiek mol, dee lütgen Biesta.“ Mein Onkel baut um die Lämmer einen Holzzaun. Wir ziehen sie mit der Flasche groß. Ich darf den Lämmern die Fläschchen halten. Mein Hund umrundet sie, um zu zeigen, dass er für sie da ist. Die Gedanken der Lämmer sind wuschelig-wolkig. Sie lassen sich nicht verbalisieren. Die Lämmer verstehen nicht, was wir sagen. Aber sie freuen sich über unseren freundlichen Ton. Ich sage zu ihnen: „Och, och.“

Der Pferdehändler kommt mit dem Fahrrad vorbei. So wird er genannt, obgleich er mittlerweile mehr Schweine als Pferde verkauft. Wir trauen ihm nicht, aber es führt kein Weg an ihm vorbei. Die Lämmer haben Pfunde angesetzt und für den Händler an Wert gewonnen, zumal in

den Städten gern Lammfleisch gegessen wird. „Ich mache euch einen anständigen Preis“, sagt der Händler. Gestern sind wir alle am Rande des Moores gewesen und haben die Entwässerungsarbeiten für dieses Jahr abgeschlossen. Das wird einige Jahre dauern, bis aus diesem Sumpf eine Wiese geworden ist. Ich gehe zu meinem Hund. „Geh zu unserem Stück Land am Moor“, sage ich. „Nimm die Lämmer mit und komm nicht zurück, bis ich dir das sage.“ Am nächsten Tag kommt der Pferdehändler, um die Lämmer abzuholen. Wir suchen überall nach den Lämmern, aber finden sie nicht.

Einige Tage vergehen. Die Mitglieder meiner neuen Familie beginnen, mich von der Seite zu mustern. Eines Nachmittages fallen mein Onkel und meine Tante über mich her. Sie bezirzen mich mit freundlichen Worten. Ich sage ihnen, wo mein Hund mit den Lämmern zu finden ist. „Dann kummes man“, sagt meine Tante. Mein Onkel hebt mich auf die Querstange des Fahrrades. Wir fahren zu der Brache am Moor. Die Lämmer sind ein Stück größer geworden. Mein Hund ist bis auf die Rippen abgemagert, weil er seine Aufsichtspflichten nicht vernachlässigen wollte und auf die Suche nach eigener Nahrung verzichtet hat. Kaum findet er die Kraft, mit dem Schwanz zu wedeln, als er mich sieht. „Das wird wieder“, sagt meine Tante auf Hochdeutsch und meint damit den Hund.

Als wir auf unseren Hof zurückgekehrt sind, ruft meine Tante mich zu sich. „Wir lassen die Lämmer etwas länger hier“, sagt sie. „So kannst du einen ganzen Tag mit ihnen spielen.“ Das soll ein Entgegenkommen sein. Noch einen Tag und der Pferdehändler kommt, um sich die Lämmer zu holen. Ich stehe am Zaun und sehe zu, wie sein geschlossener Wagen mit den Lämmern davon davon ruckelt. Nicht, dass ich mich wunderte. Ich weiß, seit ich drei war, dass alles kaputt geht.

*

Die ersten Jahre eines Bildungsenthusiasten:

In der Erntezeit müssen alle Hände mit anpacken. Das sehe ich ein. Wollte man abends die Zeitung aufschlagen, fielen einem vorher die Augen zu. Andererseits gibt es ruhigere Zeiten, da man sich auf par-

alle Welten in schriftlicher Form konzentrieren darf. Hier ist der Rest der Welt teilweise anderer Meinung als ich.

Mit den anderen bin ich in einen unerklärten Krieg eingetreten. Meine Feinde versuchen, mir den Lesestoff zu entziehen. Ich versuche, mir neuen Lesestoff zu beschaffen. List, Umsicht, Ideenreichtum, Mut, Ausdauer, Unbeirrbarkeit, rasches Handeln, die Bereitschaft, zu lügen und zu betrügen und notfalls zu morden, sind vonnöten, um zu gelegentlichen Erfolgen zu kommen. Ich tröste mich mit der Vorstellung, dass es vielleicht in Hongkong, Djibouti oder Trinidad Menschen gibt, die den gleichen einsamen Kampf wie ich führen. Auch sie wollen nicht ausschließlich in der langweiligsten aller Welten ohne eine Chance auf Entkommen gefangen sein.

Viele Jahre später sind die Feinde meines parallelen Universums um einiges geschickter, geradezu belesen geworden. Sie geben sich als meine Freunde aus. Man kann ruhig etwas lesen, finden sie, aber doch nicht dies und nicht das. Ich rufe nach meinen Freunden, von denen ich nicht weiß, ob es sie gibt oder jemals gegeben hat. Hörst du mich, Hongkong? Bist du tapfer geblieben, Djibouti? Was machst du unter deinem Kopfkissen, Trinidad?

*

Nach Bergarbeiterkolonie und Industriearbeit ein mehrjähriger Ausflug in die Versicherungswirtschaft:

Ich empfinde mich als Insasse einer Hölle, die aus einer umfassenden Unterforderung besteht. Ich werde mir etwas einfallen lassen müssen, wenn ich überleben will, zumal ich nicht schon wieder in den Sack hauen kann. Ich würde zu einem Asozialen gestempelt, der seine Chancen gehabt und alle vergeigt hat. Vielleicht nähme mich nicht einmal der Pütt. Auch habe ich noch nicht meine Probezeit herum. Demnach muss ich doppelt angepasst erscheinen.

Eine *erste Möglichkeit*, mit kaum vorhandener Arbeit umzugehen, besteht darin, nicht um sich zu schauen, vielmehr rein zu hauen und mit seiner Arbeit alsbald an ihr Ende gekommen zu sein. Wählt man diese Option, mag man in einen Rausch der Geschwindigkeit geraten und in ihm glücklich gefangen sein. Den Ansatz nenne ich *Nach der*

Arbeit die Sintflut. Allerdings räume ich mit dieser Benennung ein, dass die, die ihm folgen, einen Preis zu entrichten haben. Aber ist eine Nanosekunde Glück neun Stunden anschließendes Leiden wert?

In meinem *zweiten Verfahren* werden die Stunden des Arbeitstages durch die Anzahl der zu bearbeitenden Versicherungspolizen geteilt. So erhält man gleich große Intervalle. In einem ersten Schritt liegt es nahe, es dabei zu belassen, so dass das Intervall eine Konstante ist, die sich auf einen Werktag bezieht. Der Zweck dieser Berechnung besteht darin, das Stempeln der Versicherungspolizen über den Tag zu verteilen. So wird die trübe Stimmung unter den Mitarbeitern durch die Hoffnung, man werde ein weiteres Intervall erreichen, aufgehellt. Dazu kommt das Wissen, dass alle Intervalle zeitlich begrenzt sind. So mag sich ein Stempeler seine Zeit damit vertreiben, verstohlen auf die Uhr zu blicken und zu berechnen, wie viel Zeit seit der letzten Bestempelung vergangen und wie viel Zeit zu überstehen ist, bis er abermals seinen Stempel schwingen darf.

Es bleibt nicht aus, dass die Stempeler das *Modell der Intervalle* weiterentwickeln. Varianten ergeben sich, sobald die Stempeler die Intervalle zwischen den geschwungenen Stempeln nicht als Konstante, sondern als Variable auffassen. So mag das eine Intervall lediglich eine Viertelstunde, das nächste aber vier Stunden dauern (*Ansatz 3*).

Eine weitere Möglichkeit zur Variabilisierung von Intervallen besteht darin, dass man seinen Stempel einmal zu Beginn, dann in der Mitte und zuletzt am Ende des Intervalles schwingt. Oder man wählt innerhalb eines Intervalls Interventionspunkte, die so unkonventionell sind, dass man sich fragt, wie man darauf gekommen ist. Allerdings ist nicht klar, wie sich das dritte und vierte Verfahren an seinen Ergebnissen erkennen lässt (*Ansatz 4*).

Stempeler tendieren nach meinen Beobachtungen dazu, den Beginn eines Intervalls zu wählen, um den Stempel zu schwingen. Mein Gegenüber teilt mir für dieses Phänomen eine einleuchtende Begründung mit: „Wir haben solange gewartet, und jetzt können wir nicht mehr.“ Welches Modell mit variablen Intervallen ist dem anderen überlegen? Darüber ließe sich ein Leben lang streiten.

Das *fünfte Verfahren* nenne ich das *sportliche*. Die Mitarbeiter, die diesem Ansatz folgen, legen es darauf an, Versicherungspolice so lange nicht zu bestempeln, wie sie das schaffen, und das möglichst länger als dies jeder Wettbewerber kann. Dieses Modell erfreut sich in meiner Umgebung großer Beliebtheit, weil man gern auf das Ausleben von Konkurrenzierungen schaut. Ich trete gelegentlich gegen mich selbst an und verbessere meine persönliche Bestleistung.

Den wahren *Champions* gehe ich aus dem Weg, weil sie aus meiner Sicht zuviel Leid auf sich laden. Wenn sie zwei Tage lang keine Versicherungspolice gestempelt haben, laufen ihnen Bindfäden aus Schweiß übers Gesicht. Sie halten sich unter Aufbietung größerer Kräfte an ihren Schreibtischen fest. Gleich, sollte man meinen, kippen sie um und winden sich auf dem Boden in Krämpfen. Aus der Versicherungswirtschaft ist empirisch bekannt, dass ein innerbetrieblicher Workflow desto häufiger stockt, je seltener er beschickt wird. Aus Plausibilitätsgründen hätte der umgekehrte Zusammenhang näher gelegen. Das *sportliche Modell* vermag dieses zunächst überraschende Ergebnis erklären, indem man es als intervenierende Variable nutzt.

Das *sportliche Modell* erleidet einen Einbruch, als sich die Aussendungsvorbereiter in der *Abteilung für die Ausfertigung von Versicherungspolice* über die Stempeler beschwerten. Diese halten im *Workflow* der Abteilung die Arbeitsstufe nach den Stemplern besetzt. Ihre Aufgabe besteht darin, die gestempelte Versicherungspolice über eine Büroklammer mit einem Anschreiben an den Versicherungsnehmer zusammen zu heften. Nachdem einige von ihnen über mehrere Tage keinen Nachschub erhalten haben, erleiden sie Koliken. Die Abteilungsleiterin Magda Borowski greift hart durch, nachdem sie eine Beschwerde erhalten und eigene Nachforschungen angestellt hat. Sie lässt den Halter des aktuellen Hausrekordes nach Rücksprache mit dem Bürochef in die *Abteilung zur Prüfung von Versicherungsanträgen* versetzen. Solches, glaubt sie, entfalte abschreckende Wirkungen, da der dortige Abteilungsleiter den größten Schrecken unter Mitarbeitern verbreitet.

Mein *sechstes Modell* wird entwickelt, als es zu Stockungen im *Workflow* der uns vorgelagerten *Abteilung für die Ausfertigung von*

Versicherungspolice kam. Warum sich solches ereignet hat, wissen wir nicht. Es spielt keine Rolle. Jedenfalls haben sich alle Mitarbeiter unserer Abteilung die Frage zu stellen, wie sie diesen Stau überleben wollen.

Für Stempeler lautet die Frage in einer konkreteren Form: Wie entgehe ich über längere Zeit den Koliken, wenn es weit und breit keine zu bestempelnde Versicherungspolice gibt? Die Antworten, die sich nach etlichen *Versuchs-und-Irrtums*-Verfahren ergeben, lauten: Man muss das Gehirn von jedem Gedanken befreien, damit es nicht unter dem Ausbleiben externer Stimulanzen in pulsierende Schmerzen fällt. Um dieses Ziel zu erreichen, gibt es mehrere Wege wie die Augen zu schließen, sich zu bemühen, keinen Gedanken aufkommen zu lassen, und sich selbst mit Om statt Herr Meier anzureden. Versuche, eine möglichst vollständige Entleerung des eigenen Gehirns zu bewirken, fasse ich unter dem Begriff des *Büroschlafs* zusammen. .

Mein *siebentes Modell* verdanke ich Gregor Vogel. Ich wende mich ihm zu, weil ich ihn für einen Büroschläfer halte. Da irre ich mich. Vogel sitzt mit undurchdringlicher Miene und untadeliger Haltung am Schreibtisch, während sein Stempel leicht über eine zu bestempelnde Versicherungspolice schwebt, so als wolle sie in jedem Augenblick auf das Dokument herunterfahren. Stunde um Stunde geht vorüber, ohne dass sich der Stempel einen Millimeter bewegt hat. Wenn ich nach Feierabend als einer der ersten die Filialdirektion verlasse, ist Vogel am eigenen Schreibtisch sitzen geblieben. Kehre ich am nächsten Werktag zurück, sitzt mir Vogel schräg gegenüber. Sollte Vogel die Filialdirektion nicht verlassen haben? Nach wie vor sieht er wie aus dem Ei gepellt aus. Das ist eine weitere Möglichkeit, mir die Zeit zu vertreiben, indem ich Vogel bei der Arbeit zusehe. Oder was immer das sein mag, wenn es keine Arbeit ist. Aber nie erwische ich den Kollegen, wie er seinen Stempel auf eine Versicherungspolice fallen lässt. Ich erfinde eine weitere Abwechslung. Einmal am Tag gehe ich mit einer Akte als Alibi in der Hand zu Vogel herüber, um ihm eine Schweinerei ins Ohr zu flüstern. Vogel versteht sie nicht oder hört mir nicht zu. Jedenfalls rührt er sich nicht.

Jetzt möchte ich es genau wissen. Ich verzichte auf meinen Feierabend und bleibe an meinem Schreibtisch sitzen. Hier will ich solange ausharren, wie es sein muss. Die Stunden vergehen. Die anderen Kollegen sind seit langem gegangen. Gregor Vogel sitzt an seinem Tisch und lässt den Stempel über eine Versicherungspolice schweben. Kurz vor 22 Uhr geschieht etwas. Gregor Vogel lässt den Stempel auf die erste Versicherungspolice fallen. Rrums! Er zieht im Affenzahn weitere Policen heran, um sie zu bestempeln. Rrums, rrums, rrums! Als Vogel alle ihm zur Bearbeitung übergebenen Policen bestempelt hat, legt er sie in das Ausgangskorbchen. Er steht auf, wirft sich sein Jäckchen über und verlässt die Filialdirektion.

Ich verstehe immer noch nicht. Andererseits heißt es: Jetzt oder nie. Also mache ich mich an die Verfolgung. Auf dem Platz vor der Robertuskirche hole ich ihn ein. Ich stelle ihn und sage: „Geld oder Leben.“ Gregor Vogel wendet mir ein bleiches Antlitz zu und fragt: „Wie bitte?“ „Hallo, Herr Kollege, Sie erinnern sich an mich“, sage ich. „Ich bin ein Stempler wie Sie und sitze Ihnen in der *Abteilung für die Ausfertigung von Versicherungspolicen* schräg gegenüber.“ „Das mag sein“, sagt Gregor Vogel. „Allerdings sage ich Ihnen gleich, dass ich mir meine Kollegen nicht merke.“ Ich lade ihn zu einem Bier ein, aber er sagt wie zu erwarten ab. „Ich verstehe nicht, wie Sie 14 Stunden und mehr benötigen, um wenige Versicherungspolicen zu bestempeln, während wir anderen Stempler in wenigen Minuten mit unserer Arbeit fertig sind“, sage ich. Meine Frage interessiert Gregor Vogel. Er gibt gern Auskunft. „Wenn Sie die Versicherungspolicen zu Vergleichszwecken nebeneinander legten, sähen Sie den Unterschied“, sagt er. „Spätestens, wenn Sie ein Mikroskop zur Hilfe nähmen, bemerkten Sie, dass der eine Stempel etwas schräger als der andere auf die Police gesetzt ist. Das ist nur eine Qualitätsdimension unter anderen. Haben Sie gemerkt, wie blass die Farbe mancher Stempel auf den Versicherungsscheinen ist? Die Farbe anderer Stempel ist hingegen zu dick. Sie schauen darauf und denken, gleich beginne die Tinte zu tröpfeln.“

„Sie meinen, dass Ihre Versicherungspolicen ein wenig besser als die unsrigen bestempelt sind?“ vergewissere ich mich. „Ich strebe die

bestmögliche Bestempelung an und glaube, sagen zu dürfen, dass ich in meiner Arbeit weit fortgeschritten bin“, sagt Gregor Vogel. „Ich wähne mich der bestmöglichen Bestempelung nahe.“ „Was soll das für einen Sinn ergeben, wenn man ein Mikroskop heranziehen muss, um merken zu können, dass Ihre Bestempelungen besser als die unsrigen sind, aber keiner durch das Mikroskop sehen will?“ frage ich. „Wenn wir nicht hindurchsehen, tut es kein Vorgesetzter. So steigen Sie nie auf.“ „Es geht mir nicht darum, akzeptiert zu werden“, sagt Gregor Vogel. „Ich möchte meine Arbeit lediglich ordentlich machen.“ „Nicht ordentlich, vielmehr perfekt“, korrigiere ich ihn. „Nun ja“, sagt Vogel.

Weil Gregor Vogel der vollendeten Bestempelung einer Versicherungspolice nahe gekommen ist, hat er einen immer größeren Aufwand zu treiben, um ein zusätzliches Gran Vervollkommnung zu erzielen. Deshalb wird Vogel bald Nachtschichten einlegen müssen. Dazu ist er, wie er mir unmittelbar vor unserem Abschied an diesem Abend versichert, bereit.

Sind damit alle Möglichkeiten, versicherungswirtschaftliche Zeit am eigenen Arbeitsplatz totzuschlagen, abgehandelt und ausgeschöpft? Das ließe sich sagen, wenn man keine besonderen Risiken eingehen und sich ungesetzlichen Aktivitäten verschließen will. Sogar unter Stemplern wird bestritten, dass ein weiterer Ansatz, das wäre der achte, existiert. Ich nenne das achte Modell *Bewusst eingeplante Fehler*. Diese Option darf nicht offen gehandelt werden. Seine Umsetzung ist mit hohen Risiken verbunden. Andererseits sind die Freuden groß, die sich im Fall seiner erfolgreichen Anwendung ergeben. Zum *Modell bewusst eingeplanter Fehler* gehört, dass der Fehler entdeckt wird. Nur so können sich Spannung und Dramatik entwickeln. Wenn sich Heinrich Ludwig und Magda Borowski richtig aufregen, dauert es lange, bis sie sich wieder beruhigen. Einfache Mitglieder folgen dem Vorbild ihrer Vorgesetzten und regen sich mit deren Erlaubnis auf. Keiner langweilt sich oder bekommt Koliken. Das gilt auch dann, wenn sonst nichts passiert.

Zu diesem Verfahren gehört ferner, dass ein Schuldiger entdeckt wird. Das ist meist derjenige, der den Fehler gemacht hat. So blöd sind die

Vorgesetzten nicht, dass sie das nicht herausfänden. Demnach hat man dafür zu zahlen, was man angerichtet hat. Freilich mag es das wert sein. Ist der Schuldige ertappt, hat er sich selbst der Blödsinnigkeit zu bezichtigen. Dabei muss er glaubwürdig wirken. Kämen Heinrich Ludwig oder Magda Borowski auf die Idee, Bosheit sei im Spiel statt Dummheit gewesen, wollten sie Blut sehen.

Ein böswilliger Mitarbeiter würde auf ewig der Filialdirektion der Allgemeinen Cuxhavener Versicherungs AG für das östliche Ruhrgebiet verwiesen. Darüber hinaus misshandelten die Oberen sein Zeugnis so sehr, dass er nie wieder eine sozialversicherungspflichtige Tätigkeit bekäme. Die Vorgesetzten dürfen demnach nie auf die Idee kommen, dass das *Modell bewusst eingeplanter Fehler* existiert.

*

Wie die Gewinner der Bildungsrevolution ihre Privilegien nicht schätzten:

Das Arbeitsamt vermittelt nicht nur Stellen auf Dauer. Es vermittelt auch Tagelöhner. Der zuletzt genannte Service für Arbeitgeber wird Schnelldienst genannt.

Wenn ich den *Schnelldienst* betrete, nehme ich links den Warteraum für erwachsene Tagelöhner, rechts den für Schüler und Studenten wahr. Die beiden Gruppen müssen getrennt werden, um die jüngeren Menschen aus den gebildeten Schichten vor dem Lumpenproletariat zu schützen.

Gleichwohl ist der eine Gymnasiast nicht wie der andere. Die *Hedonisten* lachen über alles, was ihnen an ihrer Schule vermittelt werden soll. Was immer ein Lehrer sagt, ist schon aus diesem Grund ätzend. Für sie ist es eine Ehrensache, mindestens einmal in ihrer schulischen Laufbahn sitzen zu bleiben, das heißt, eine *Ehrenrunde* zu drehen. Wer bislang keine *Ehrenrunde* gedreht hat, muss sich fragen, ob er zu den Hedonisten gehört. Mich fragen die Hedonisten wiederholt, von welchem Gymnasium ich komme und ob ich dort eine Ehrenrunde gedreht habe. Mittlerweile kenne ich alle Gymnasien meiner Stadt mit Namen, so dass ich mir meine schulische Herkunft aussuchen kann. Allerdings habe ich darauf zu achten, dass ich nicht die gleiche Schule wie jener Hedonist besuche, der mich gerade befragt. Sollte ich besser

in der Tertia oder in der Obersekunda sitzen geblieben sein? Oder in beiden? Im letzteren Fall hielte man mich womöglich für dumm. Wenn ich abends nach Hause fahre, schäme ich mich, weil ich zweimal auf die Frage, ob ich Gymnasiast bin und eine *Ehrenrunde* gedreht habe, mit „Selbstverständlich“ geantwortet habe.

Im Gegensatz zu den Hedonisten lernen die *Karrieristen* die Inhalte, die man ihnen auf den Gymnasien abverlangt. Das tun sie, weil sie eines verinnerlicht haben: Wer die Inhalte beherrscht, die die Schule als bedeutend *kanonisiert* hat, wird in seinem späteren Leben die Minderbemittelten beherrschen und zu höheren Einkommen kommen. Also sehen die Karrieristen das Drehen einer *Ehrenrunde* als verlorene Zeit. Das würde zu einer Minderung ihrer Lebensinkommen führen. Irgendwann werden die Hedonisten die Mitarbeiter der Karrieristen sein und ausführen, was ihnen die Karrieristen gesagt haben. Einige Karrieristen kämpfen richtiggehend um bessere Zensuren. Im Vergleich zu ihnen bin ich ein Hedonist, den sie wie alle anderen Hedonisten zunächst nicht beachten.

Die Hedonisten behaupten, die Karrieristen kröchen den Studienräten in den Hintern. Richtig ist, dass das Verhältnis der Karrieristen zu Bildung und Wissen ausschließlich instrumenteller Natur ist. So werden sie es später an den Hochschulen halten.

Ein erstes Mal lerne ich, dass man sich für Inhalte an sich nicht interessieren darf, wenn man nicht aus seiner Bezugsgruppe ausgeschlossen und auf ewig lächerlich gemacht werden will.

*

„Beziehungskisten“ während der Studentenrevolution:

Die Doktorandin in Psychologie hat mir beigebracht, mich besser zu benehmen und mich wohler zu fühlen. Das heißt aber nicht, dass ich ein Beziehungskünstler geworden bin.

Heidi und ich trennen uns mehrere Male, kehren jedoch zueinander zurück. Wir streiten uns, sind aber miteinander vertraut. Heidi hat gehört, dass ich die Linke verraten haben soll. „Du warst nie-

mals anders“, behauptet sie. „Du hältst die eine Realität nicht aus. Du musst jeden Tag eine weitere finden und bestünde sie aus einer Theorie. Dabei vergisst du, etwas wichtig zu nehmen.“ „Das ließe sich viel positiver ausdrücken“, wende ich ein. Wir reden davon, dass uns die anderen Beziehungen auf die Dauer nichts brachten. „Die Frauen sind *Social Animals*“, behaupte ich. „Sie interessieren sich nicht für die Revolution, allenfalls für Revolutionäre. Wie soll man sich mit Frauen unterhalten, wenn die Gesetzmäßigkeit nicht für sie zählt?“ „Sprichst du von mir oder von der Frau als solche?“ fragt Heidi. „Sowohl als auch“, sage ich. „Du konsumierst Frauen, wie du wissenschaftliche Beiträge zu dir nimmst“, sagt Heidi. „Da kann ich froh sein, dass du mich nicht diagonal liest.“ „Als ob sich deine Beziehungskisten besser entwickelt hätten“, sage ich. „Ich weiß auch nicht, warum ich an dir hänge“, sagt Heidi. „Es könnte eine Form des Mitleids sein.“ „Ich bin bemüht, mich täglich zu ändern“, sage ich. „Gibt es etwas, was ich tun könnte und dir gefele?“ „Statt jeden Morgen aufs Neue die Menschheit zu retten, könntest du dich um *einen* Menschen kümmern“, sagt Heidi. „Vielleicht reichte es auch, den Garten umzugraben.“ „Nehmen wir an, ich sei hoch traumatisiert“, sage ich. „Könnte ich wissenschaftliche Beiträge von Belang leisten, wenn ich es nicht wäre?“ „Woher willst du wissen, was von Belang ist?“ fragt Heidi. „Hat dir das dieser *Atwood* gesagt?“ Ich muss lachen. „Glücklicherweise bin ich komplexer als meine Theorien und deine Kritik“, sage ich. „Was hältst du davon, wenn wir für ein paar Stunden vergessen, dass wir es nicht miteinander aushalten?“

*

Zur Integration der neuen Hochschulen in das Ruhrgebiet:

Am Ende der Tagung des interministeriellen Arbeitskreises erklärt der Leiter der Staatskanzlei, Guntram Schnecke: „Beim *Ruhrgebietsprogramm der Landesregierung* handelt es sich letztlich um ein *Public-Relations*-Programm, auch wenn wir das nicht zugeben dürfen. Es tut mir leid, dass ich das so klar formulieren muss. Aber ich hatte angenommen, Sie könnten mittlerweile zwischen den Zeilen lesen und wüssten, dass nicht alles wörtlich zu nehmen ist, was wir zur

rechtlichen Absicherung herunter schreiben. Herrgott noch einmal, in unseren Häusern geht es um Politik und nicht um Verwaltung.“

„Wir geben so viel aus, um die *Zeitung im Westen* mit Geschichten zu versorgen?“ fragt Franz Röhrig.

„Wenn Sie das so zugespitzt formulieren möchten“, sagt Guntram Schnecke. „Auch denke ich daran, zusätzlich Anzeigen zu schalten, um unsere Verleger gnädig zu stimmen. Sollten wir immer noch Geld in unserem wichtigsten Topf verfügbar haben, produzieren wir Broschüren mit Werbung für uns und versenden sie an alle Haushalte.“

Danach erfährt das *Ruhrgebietsprogramm der Landesregierung* eine letzte Ergänzung. Der Ministerpräsident des Landes Nordrhein-Westfalen hat anlässlich einer Besprechung mit den Brüdern Krupinski gesagt: „Wir benötigen eine *wissenschaftliche Begleitung des Ruhrgebietsprogramms*.“

Während er redet, lockert er seine Krawatte. Dies geschieht zum Zeichen, dass sich Jakob Rabe bewusst ist, dass er unter Genossen weilt. „Aber wir haben längst eine Begleitforschung für das Ruhrgebietsprogramm“, sagte Guntram Schnecke, der als Schatten des Ministerpräsidenten immer dabei ist.

„Glaube ja nicht, ich merke nicht, Genosse Schnecke, dass du die Ausgaben für das *Ruhrgebietsprogramm der Landesregierung* hinter meinem Rücken wieder eingesammelt hast“, sagt Jakob Rabe. „Bei den direkt für Öffentlichkeitsarbeit ausgewiesenen Ausgaben tat ich das nicht“, sagt Guntram Schnecke. „Vielmehr habe ich kürzlich veranlasst, dass das Budget für Public Relations weiter aufgestockt wird.“

„Ich meine, dass wir eine *ernstzunehmende* Begleitforschung des Ruhrgebietsprogramms benötigen“, sagt Jakob Rabe. „Das heißt, dass wir die Ausgaben dafür mindestens verzehnfachen müssen. Sonst nehmen die anderen Bundesländer das *Ruhrgebietsprogramm der Landesregierung* nicht ernst. Was wären wir in diesem Lande ohne die Unterstützung der Wissenschaftler, insbesondere jener, die wir gerade im Ruhrgebiet angesiedelt haben, auch wenn wir bislang wenig von ihnen bemerkt haben? Das sage ich dir allen Ernstes,

Genosse Schnecke. Dass mir davon nichts wieder zurückgenommen wird.“ „Das sehe ich genauso wie du, Genosse Rabe“, sagt Guntram Schnecke.

„Bekommen wir jetzt eine andere Ruhrgebietspolitik?“ fragt Ede Krupinski. Oder hat das Walter Krupinski gesagt? „An den Inhalten und Ergebnissen unserer Politik ändert sich nichts, wenn wir die neuen Typen hinzuziehen, die wir seit einigen Jahren ins Ruhrgebiet holen“, sagt Jakob Rabe. „Aber sprachlich und vom Procedere her gesehen geht alles viel doller zu.“

*

Ein Eintauchen in die Gründerkultur:

Als ich meinen Job als Akademischer Rat an der Hochschule aufgebe, heißt es: „Jetzt ist der Gerd endgültig verrückt geworden.“ Oder es heißt: „Kannst du es verstehen? Das kann man nicht verstehen.“ Oder es heißt: „Er hat sich eine Beamtin zur Frau genommen. Von diesem Tage an ruht er sich auf ihrem Rücken aus.“

Mein Vorhaben erscheint derart außergewöhnlich, dass es sich in Windeseile herumspricht und ich ausdrücklich gefragt werde, warum ich auf eine Dauerstellung verzichte. Ich antworte: „In der Hochschule kann man es gut aushalten, solange man das dortige System nicht durchschaut hat.“ Oder ich sage: „Ich hätte Magengeschwüre bekommen, wenn ich diesen Leerlauf weiter mitgemacht hätte.“ Als ich damit nicht durchkomme, sage ich: „Ich möchte etwas Neues probieren.“ Am Ende sage ich nichts mehr. Manche Dinge sollte man tun statt sie zu erklären.

Ich habe beschlossen, mich als selbstständiger Einzelkämpfer auf den Märkten zu tummeln. Meine freiberufliche Tätigkeit besteht darin, Texte zu schreiben. Diese mögen vom *Ghostwriting* über Journalismus und *Public Relations* bis zur Anfertigung umfangreicher Studien reichen.

Im Ruhrgebiet ist so etwas wie Selbstständigkeit nicht vorgesehen. In unserer regionalen Kultur lehnen wir dieses Konzept rundheraus ab. Davon nehmen wir allenfalls Tante Emma im Lädchen und den Handwerksmeister aus, aber nur, wenn wir auf diese Beispiele ange-

sprochen werden. Auch weiß ich, dass eine Rückkehr zum *Status quo ante* nicht möglich sein wird. Mich würde kein Personaldirektor einstellen. Einer von ihnen hat mir gesagt, als ich noch nicht an eine *Existenzgründung* dachte: „Wir wollen diese ehemaligen Selbstständigen in unserer Firma nicht, weil sie zu selbstständig sind. Das dauert mir zu lange, bis wir sie auf die bei uns übliche *Dependenz* heruntergedrückt haben.“

Aber nach zwei Jahren habe ich den Durchbruch geschafft und das Streben nach höheren Bilanzen wird mir zur Droge. ...

Ich blicke auf meine Bilanz. Ein Problem springt mir entgegen, dass ich bislang zu verdrängen gesucht habe. Zwar beruhige ich mich, da es sich im Vergleich zu den Sorgen in meinen Anfängen freiberuflicher Tätigkeit um ein Luxusproblem handelt. Gleichwohl sollte ich es ernst nehmen: Mehr als 85 % meiner Umsätze werden mit einem einzigen Kunden getätigt.

Ich habe diese Monopolisierung der Nachfrage nach meinen Serviceleistungen um größerer Umsätze willen sehenden Auges zustande gebracht. So machte ich mir vor, mich freuen zu müssen, für einen der größten Verlage in der Bundesrepublik arbeiten zu dürfen. Solange ich den Verlag kaum kannte, schätzte ich sein Gebaren als hochprofessionell und mein Wirken für ihn als eine Ehre ein. Daran ist insoweit etwas Wahres, als der Verlag alle Rechnungen an mich pünktlich bezahlt. Solches ist nicht selbstverständlich, wie Jedermann weiß, der als Textlieferant für kleine und mittlere Unternehmen tätig gewesen ist.

Innerhalb des Konzerns werde ich mehrere Male weiter empfohlen. Unter meinen aktuellen Aufträgen befinden sich solche, die finanzielle *und* inhaltliche Ringeltauben sind. Gerade habe ich der Konzernleitung im Rahmen einer größeren Studie empfohlen, in einen neuen Geschäftsbereich einzusteigen. Der Konzernchef und -inhaber persönlich hat angeblich das Zählen seiner Dukaten im Keller unterbrochen, um meine *Executive Summary* zu lesen.

Während ich mich von einem Engagement im Verlag zum nächsten begeben und oberflächlich gesehen von einem Erfolg zu dem anderen eile, gefährde ich in Wahrheit das eigene Geschäft. Dem Verlag geht

es so gut, dass sich seine Führungskräfte nicht um die Geschäfte kümmern müssen. Diese laufen vielmehr von selbst. Stattdessen wenden sich die Kaufleute dem internen Wettbewerb zu. Damit herrschen unter ihnen andere Erfolgskriterien als der Markterfolg. Im internen Wettbewerb mag es leicht zu *Kollateralschäden* für externe Dienstleister kommen, wenn einer der *Player* ein Bauernopfer benötigt und um sich schaut, wer infragekommt. Ich muss nur einen Kaufmann innerhalb des Konzerns verärgern oder als Sündenbock gerade gelegen kommen. Wenn er über Einfluss verfügt und in Netzwerken agiert, mag er seine Zeit damit vertreiben, Negativpropaganda gegen mich in den angeschlossenen Häusern zu betreiben statt gelangweilt aus seinem Fenster zu schauen oder aus der Kasernenstraße zu einem Snack in die Altstadt zu sprinten. In kürzester Zeit wären meine schönen Umsätze futsch.

Meine Lage wird um einiges prekärer, wenn ich bedenke, dass ich in meinem Kerngeschäft mit Martens und Martyna verbunden bin. Das ist ein attraktives, aber desto gefährlicheres Paar. Es ist buchstäblich in jeder Sekunde zu weiteren Überraschungen fähig.

Rezensionen und Kommentare

Der Protagonist Gerd Arntz hat vom Verfasser „die Lust am fröhlichen Fabulieren“ übernommen. Dies lebt er im Lesen und Schreiben aus, wobei vieles dessen, was hier beschrieben wird, zu realistisch ist, um es als Satire zu bezeichnen. Trotzdem liest sich diese Bildungsreise unterhaltsam wie eine Satire.

Prof. Dr. Walther Umstätter, in: libreas

Dieser Anti-Heimat-Roman ist bei genauer Betrachtung allerdings keine Heimatidylle,

sondern eher eine Hölle, die sich hier aus der recht sarkastischen Sicht des Pseudonyms Gerd Arntz in Plattdeutsch entwickelt, und nicht im bekannteren österreichischen Anti-Heimatroman-Stil. Früher war in den Anti-Heimatromanen meist die Industrialisierung das Thema, während es hier bereits um die Folgen der Post-Industrialisierung und den wachsenden Bedarf an Schulbildung für die kommende Informations- und Wissenschaftsgesellschaft geht.

Bredemeier räumt auf, nein er mistet einen Gutteil der Ruhr-Mythen aus. Die Geschichten und Anekdoten entwickeln eine bisweilen schmerzhafteste Kraft, eben weil Bredemeier auf vage Details verzichtet. Geradezu journalistisch wird präzise geschildert, dem Leser obliegt das Übrige.

Altakademiker

Ich wurde mit vielen witzigen und ironischen Geschichten aus dem 70-jährigen Leben eines „Ruhrpottlers“, der seine Kindheit auf dem platten Lande erleben durfte, bereichert. Wortgewandt wird das tragische und oft belustigende Schicksal, das ständig an Unterforderung leidenden Gerd Arens von 1940 bis jetzt geschildert. Dieses Buch hat mich über Tage hinweg bewegt und belustigt.

Ulrike Stehr

Bredemeiers Art zu schreiben ist fabelhaft und herrlich leichtfüßig! Dieses Tänzeln zwischen persönlicher Reflexion, individueller Lebensumstände und gesamtgesellschaftlich manifestierten Psychomustern ist wahnsinnig entwaffnend, amüsant und oft auf eine Art geistreich, die mich an die von mir sehr verehrte Fay Weldon erinnert.

Laura Karli

Obgleich ich kein großer Bücherleser bin, war ich noch am ersten Abend auf Seite 112 und hatte vier Kapitel verschlungen! Mir gefällt die genaue, teils ironische, aber immer liebevolle Zeichnung der Charaktere. Unbedingt lesenswert!

Willi Bredemeier

Ein Anti-Heimatroman - Bildungsreisen durch ein unbekanntes Land 1943-2014

505 S. softcover 19.50, ISBN 978-3-940862-68-6

Simon Verlag für Bibliothekswissen, www.simon-bw.de
auch als e-book ISBN 978-3-940862-96-9 €14.00

Für alle, die ihre Heimat lieben und an ihr leiden und sich einen realistischen Blick auf ihre Region bewahren möchten--7 Jahrzehnte Bildungsrevolution, bis in unserer Republik kein Stein auf dem anderen blieb--Die Karriere eines Bildungsenthusiasten („Ich hätte für weiteren Lesestoff gemordet“) querbeet durch die Schichten der Republik, bis auf einmal alle formal gebildet waren--Eine Familiensaga über das Ruhrgebiet und seine Herkunftsregionen: Vom verzehrenden Heimweh zur Zerbröselung allen Zusammenhalts--Die partielle Modernisierung des Ruhrgebiets und die Mächte, die es am Boden fesseln: Das meiste „too little“, alles „too late“?

*

Der Autor, Dr. Willi Bredemeier, Jahrgang 1940, verheiratet, zwei Kinder, zwei Enkelkinder, Fachzeitschriftverleger und Sachbuchautor, Gewinner des Short-Story-Wettbewerbs der Stiftung „Kreatives Alter“ (Zürich) 2010, legt mit dem „Anti-Heimat Roman“ sein erstes größeres belletristisches Werk vor.



SIMON VERLAG

für Bibliothekswissen

www.simon-bw.de